

Paul Kellermann (Hrsg.)

Geld und Gesellschaft

Interdisziplinäre
Perspektiven

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN
QUENZ KUNST UNGLEICHHEIT ORGANISATION NORMEN REGULIERUNG
IDENTITÄT HERRSCHAFT VERGLEICH SOZIALSTRUKTUR BIOGRAFIE KRITIK
WISSEN MASSEMEDIEEN EXKLUSION GENERATION THEORIE HIERARCHIE
GESUNDEHEIT NETZWERK LEBENS LAUF KONSUM FREIHEIT BETEILIGUNG
GEMEINSCHAFT INFORMATION WANDEL DIFFERENZ WOHLFAHRTSSTAND
ETHNIE BERUF RITUAL KÖRPER MODERNISIERUNG GESCHLECHT DEMOKRA
TIE EVOLUTION INTEGRATION KAPITAL REALITÄT KRIEG BILDUNG ALLTAG
KULTUR VERTRAUEN LIEBE WERBUNG GLOBALISIERUNG BEOBACHTUNG
RECHT EXTREMISMUS STATISTIK INTERAKTION KRIMINALITÄT ZUKUNFT
ALTER ERKENNTNIS MORAL RAUM KLASSE STEUERUNG GELD ZIVILISATION
EMPIRIE AUFKLÄRUNG ARMUT ENTSCHEIDUNG TECHNIK MIGRATION ÖFFENT



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Paul Kellermann (Hrsg.)

Geld und Gesellschaft

Paul Kellermann (Hrsg.)

Geld und Gesellschaft

Interdisziplinäre
Perspektiven



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN



VS Verlag für Sozialwissenschaften
Entstanden mit Beginn des Jahres 2004 aus den beiden Häusern
Leske+Budrich und Westdeutscher Verlag.
Die breite Basis für sozialwissenschaftliches Publizieren

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage Juli 2005

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2005

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

ISBN 978-3-531-14486-3

ISBN 978-3-322-99457-8 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-99457-8

Inhaltsverzeichnis

<i>Paul Kellermann und Heinrich C. Mayr</i> Vorwort	7
<i>Arno Bammé</i> Fetisch „Geld“	9
<i>Peter Filzmaier</i> Wieviel Geld ist uns die Politik wert?	83
<i>Peter Heintel</i> Zur religiösen Bedeutung des Geldes – dargestellt am Beispiel der Einführung des Euro und der Rolle der Banken	93
<i>Paul Kellermann</i> Geld ist kein „Mysterium“ – Geld ist „Handlungsorientierung“	115
<i>Roland Mittermeir</i> Geld und Information	139
<i>Gerda E. Moser</i> Gekaufte Liebe? Geld als Handlungsorientierung am Beispiel Prostitution	171
<i>Winfried B. Müller</i> Elektronisches Geld und Kryptographie: Eine Balance zwischen Akzeptanz, Sicherheit und Wirtschaftlichkeit	179
<i>Wolfgang Nadvornik</i> Shareholder Value – die Magie betriebswirtschaftlicher Entscheidungsfindung durch Finanz-Kennzahlen	189

Reinhard Neck und Gottfried Haber

**Geldpolitik und Finanzpolitik in der Währungsunion:
Gegner oder Partner?** 201

Klaus Ottomeyer

Zur psychologischen Wirkung des Geldes 227

Michael Potacs

Globaler Geldmarkt und Europarecht 251

Verzeichnis der Autoren 267

Vorwort

Der vorliegende Sammelband „Geld und Gesellschaft“ ist das sichtbare und erfreuliche Ergebnis eines mehrdimensionalen Versuches, der im Jahr 2003 vom damaligen Dekan der Klagenfurter Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und Informatik in der Absicht gestartet wurde, die interdisziplinäre, also jeweils vom eigenen Fach ausgehende Zusammenarbeit zwischen den an der Fakultät vertretenen Disziplinen zu verstärken. Das nach wie vor aktuelle Thema „Geld und Gesellschaft“ schien dafür besonders geeignet zu sein, berührt es doch volks- und betriebswirtschaftliche Fragestellungen gleichermaßen wie gesellschafts- und formalwissenschaftliche (Mathematik) sowie technische (Informatik, etwa hinsichtlich der „Virtualisierung“ von Geld). Dimension 1 des Versuchs betraf also die Interdisziplinarität.

Aus dem Leitsatz der Fakultät – „Wissenschaftlich fundiert, praxisorientiert“ – ergab sich Versuchsdimension 2: Neben der Wissenschaft sollte auch die Finanzwirtschaft, insbesondere durch Vertreterinnen und Vertreter von Geldinstituten an der Diskussion beteiligt werden. Zu diesem Zweck wurde ein „Symposium“ durchgeführt, in dem das Thema aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln beleuchtet wurde. Spannend im wissenschaftlichen Diskurs, konnte dieses Symposium aber eines nicht, nämlich die Erwartung der Teilnehmenden aus der Praxis erfüllen, für die tägliche Arbeit direkt verwertbares Wissen zu erhalten. Erfreulich war aber, dass dadurch erste Manuskripte vorlagen und das gemeinsame Interesse der Beteiligten an Versuchsdimension 3 entstand, nämlich diese Manuskripte zu überarbeiten und zusammen zu dokumentieren. Hierzu wurden zwei Arbeitstreffen (Dimension 4) durchgeführt, an denen sich nach und nach auch Mitglieder der beiden anderen Fakultäten der Universität Klagenfurt beteiligten, so dass sich nunmehr eine Art von „Klagenfurter Gelddiskurs“ entwickelte, an dem sich künftig alle Disziplinen (Dimension 5) beteiligen können und sollen.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass damit das ursprünglich geplante interdisziplinäre Forschungsprojekt (noch) nicht etabliert ist, die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit der Praxis in diesem Bereich genauer analysiert und geschaffen werden müssen, mit diesem Sammelband eine Dokumentation des aktuellen Diskussionsstandes geglückt ist, der integrierende Diskurs zwar anders als geplant, aber wohl nicht viel schlechter verlief, und das Ergebnis nicht inter-, sondern multidisziplinär zustande kam: Viele Disziplinen haben dazu im Sinne von Kumulation beigetragen, noch nicht jedoch im Sinne

von gegenseitiger Durchdringung. Insgesamt liegen elf Texte vor, die sich nach Gegenstandsbereich, Perspektive, Stil und Umfang unterscheiden. Daher schien eine andere Reihenfolge der Beiträge als die nach den Anfangsbuchstaben der Autor/inn/en nicht sinnvoll. Das Inhaltsverzeichnis verrät schon viel zum jeweils gewählten Thema und zum Umfang, wenig jedoch über die Fachdisziplin bzw. die formale Zuordnung der Textverfasserin, des Textverfassers. Liest man zunächst einen Text und erfährt dann aus dem Verzeichnis der Autor/inn/en die fachliche Zuordnung, wird man wohl manchmal überrascht sein; auch gehen die vorgetragenen Reflexionen und Assoziationen bisweilen um einiges über das hinaus, was fachwissenschaftlich zu vertreten ist, aber genau das macht die Lektüre auch spannend.

All dies verstehen wir als Anfang eines neuen Versuchsprogramms: Der Sammelband soll zur Fortführung des Diskurses provozieren, aber vor allem auch Kolleginnen und Kollegen außerhalb Klagenfurts motivieren, Stellung zu nehmen. Der Band „Geld und Gesellschaft“ läßt sich verstehen als Sammlung von Texten, auf die sich Kritik und vertiefende oder weiterführende Gedanken als gemeinsame Referenz beziehen. Vielleicht entsteht auf diese Weise eine neue Art interdisziplinären Argumentationsaustausches oder sogar Forschens. Wir laden jedenfalls dazu ein, an einem solchen „Klagenfurter Gelddiskurs“ teilzunehmen (paul.kellermann@uni-klu.ac.at).

Für die umsichtige Mitarbeit an diesem Sammelband sei hier besonders Dr. Helmut Guggenberger gedankt.

Paul Kellermann und Heinrich C. Mayr

Klagenfurt im März 2005

Arno Bammé

Fetisch „Geld“

Prolog

Jeder kann Geld als Geld brauchen, ohne zu wissen, was Geld ist.
Karl Marx

Als Stanley 1871 nach Ostafrika aufbrach, um Livingstone zu finden, nahm er dreierlei Sorten an Geld mit: Kupferdraht, Tuch und Perlen. Was Geld und Afrika betraf, entsprach dies in seinen Augen dem, was im zeitgenössischen London und New York Gold, Silber und Kupfer waren. Wie sich herausstellte, brauchte er nicht viel von diesem Geld, ein Geld, das rund zweihundert Träger durch den halben Kontinent schleppen mussten. Er bediente sich letztlich einer anderen Währung des neunzehnten Jahrhunderts: der Gewehrkegel. Stanleys Problem bestand darin, dass auf dem Weg zum Tanganjika-See, wo er Neuigkeiten über Livingstone zu erfahren hoffte, die Münzen, die das englische Pfund repräsentierten, Gold-Sovereigns, nicht akzeptiert wurden. Was in dem einen Gebiet als „Geld“ angenommen wurde, wurde ein paar Meilen weiter weg abgelehnt. Der eine Stamm, so berichtete er später, zog weiße Perlen den schwarzen vor, ein anderer braune den gelben, ein dritter rote den grünen, ein vierter grüne den weißen und so fort. Zum Beispiel wurden in Unganwezi rote Perlen gern genommen, alle anderen jedoch abgelehnt. Es kam für ihn also darauf an, genau so viel von einer Währung mitzunehmen, dass die Expedition eine Währungszone durchqueren und später wieder durch sie zurückkehren konnte, keinesfalls aber mehr, denn diese Geldsorten waren schwer, und je mehr er davon mitführte, desto mehr Nahrungsmittel brauchte er, um die Männer zu ernähren, und desto mehr Geld, um die Nahrungsmittel zu kaufen – und so weiter, und so fort.

Nachdem Stanley sich mit einigen Arabern beraten hatte, die in Sansibar mit Sklaven handelten, beschloss er, Geld in folgender Sortierung mitzunehmen: 30.000 Meter unterschiedlicher indischer und amerikanischer Stoffe, 22 Säcke mit elf verschiedenen Perlensorten und etwa 120 Kilogramm Kupferdraht in den Stärken Nr. 5 und Nr. 6. Diese Geldsorten, so schrieb er später in seinem Bericht „How I found Livingstone“ (London 1874), entsprachen voll und ganz den Gold-, Silber- und Kupfermünzen Europas und der Vereinigten Staaten. Zusätzlich führte er eine Menge Munition mit, was sich dort als nützlich erwies, wo Geld versagte. Die Expedition, die am 18. Februar 1871 von Baganogo aus

aufbruch, bestand letztendlich aus 192 Männern, die Güter von über 5.000 Kilogramm Gewicht trugen.

Die Geschichte, die ich in etwas abgewandelter Form von James Buchan (1999: 31 f., 384) übernommen habe, ist aufschlussreich, weil sie Auskunft gibt über die Vielgestaltigkeit dessen, was wir gemeinhin als „Geld“ bezeichnen. Geld, was immer auch das sein mag: Es kann sich in Münzen ebenso gut manifestieren wie in Muscheln, in Messern, in Salz, Äxten, Häuten, Eisen, Reis, Mahagoni, Tabak, in Personen, in Papier, Plastik oder elektronischen Impulsen. Archäologie, Ethnografie und Geschichtswissenschaft belehren uns darüber (vgl. Weimer 1992; kritisch Thomasberger und Voy 2000 sowie Stadermann 2000). Aus heutiger Sicht lässt sich ergänzen, dass nicht nur die Gestalt variieren kann, sondern dass sie sich auch von der Substanz, die sie verkörpert, weitgehend abgelöst hat, mehr noch, dass sie abstrakt, virtuell geworden ist: Geld ist, was als Geld gilt.

1 Geld und Gewalt

In einer modernen Großstadt, die unter Belagerung steht,
geht zuerst das institutionelle Geld unter – die Kreditkarten, Schecks, Banknoten, Münzen;
und was bleibt, sind die harten Währungen: Gold, Lebensmittel und Munition.

James Buchan

Geld, so heißt es, habe in den zwischenmenschlichen Beziehungen manifeste Gewalt ersetzt. Darin bestehe eine seiner zivilisatorischen Funktionen. Herrschaftsverhältnisse, die nach wie vor existieren, würden nun in befriedeter Form exekutiert (Kitzmüller 1996; Dumouchel, Dupuy 1999; neuerdings Kitzmüller und Büchele 2004: 59-82). Nach Luhmann (1988) besteht die Leistung des Mediums „Geld“ darin, dass es „Dritte beruhigt“, sie dazu anhält, die Zugriffe anderer auf „knappe Güter“ zu tolerieren, obwohl sie selbst am Zugriff interessiert sind. Damit beantwortet sich ihm eine grundlegende Frage der modernen Gesellschaft: „Wie kann eine derart unwahrscheinliche friedliche Lösung erreicht oder sogar erwartbar gemacht werden? Wie kann sie normalisiert werden, wie kann sie Systemstruktur werden, an die die anderen anschließen können?“ Die Antwort lautet: „Geld macht es möglich.“ Vermittelt über das Geld, kann die Gesellschaft ihre Zugriffe auf knappe Güter wie in einem Monitor beobachten, steuern und kontrollieren. „Weil der Erwerber zahlt, unterlassen andere einen gewaltsamen Zugriff auf das erworbene Gut. Geld wendet für den Bereich, den es ordnen kann, Gewalt ab.“ (a.a.O.: 253). Doch nach wie vor gilt auch das Gegenteil. Die Geschichte um Stanley belehrt uns darüber: Wenn Geld nicht (mehr) hinreicht, dann wird Gewalt (wieder) notwendig. Und nicht nur das! Geld selbst provoziert

und wendet Gewalt an. Auch in dieser Hinsicht ist Buchans Traktat eine wahre Fundgrube. Die historische Substitution von Gewalt durch Geld, die man lange für einen Markstein der Zivilisation hielt, schreibt er, zeitigt zugleich ungeahnte Ausnahmen in mehrerlei Hinsicht: Weil es eine besondere Anziehungskraft auf Verbrecher ausübt, wird Geld selbst zum Gegenstand von Gewalt. So wäre es zum Beispiel recht unbesonnen, seinen Nachbarn umzubringen und dessen Besitz ins eigene Haus zu karren, nur damit die Hüter des Gesetzes ihn dort entdecken. Weitaus klüger sei es, des Nachbarn Geld zu stehlen. Denn wenn man es erst einmal habe, gehört es einem und nicht mehr dem Nachbarn: Geld gehört dem, der es hat. Alle Versuche, Geld mit seinem rechtmäßigen Besitzer in Verbindung zu bringen, seien auf Grund der inneren Natur des Geldes zum Scheitern verurteilt. Sie würden nicht nur in die Privatsphäre der Kriminellen eingreifen, sondern auch in die der Gesetzestreuen und dadurch den Handel behindern. Verbrechen dieser Art, so lautet Buchans Fazit, seien im Zeitalter des Geldes ebenso schwer zu regulieren wie die Finanzen (Buchan 1999: 333).

Meist wird angenommen, dass nur die Armen unter Geldproblemen leiden, doch so einfach ist die Sache nicht. Es stimmt zwar, „dass Menschen ohne Geld immer versuchen, an finanzielle Mittel zu kommen, doch Menschen mit Geld verbringen oft besonders viel Zeit damit, sich voll und ganz aufs Geld zu konzentrieren und noch mehr anzusammeln. Viele Verbrechen, bei denen Geld eine Rolle spielt, werden von Menschen begangen, die, objektiv betrachtet, kein Geld brauchen“ (Boundy 1997: 25).

Darüber hinaus ist das Geld im Laufe der Zeit zum Handlanger des legalisierten Verbrechens, der Kriegsführung, geworden (Singer 2003, 2004; Leymarie 2004). „Mit Geld kann man ganze Völker in den Tod schicken, ohne sich sonderlich aufzuregen“, heißt es bei Liebrucks (1970: 183). Als Beispiel führt Buchan unter anderem den Golfkrieg von 1990/1991 an: „Saddam Hussein, Diktator des Irak, nutzte die Bedrohung durch seine Truppen dazu, den schwächeren Golfstaaten Geld abzupressen, und als dann seine Armee aus vierzig Divisionen bestand, erhöhte er seine Forderungen. Allerdings besaßen die Scheichtümer ausreichend tiefe Taschen, um auch noch eine internationale Expedition zu finanzieren, die diese Armee wieder auf ein ortsübliches Maß zu-rechtstutze“ (Buchan 1999: 336 f.). Die Folge war eine „Kriegsführung in ihrer aufs äußerste zugespitzten Form: saudisches Geld gegen saudisches Geld.“ Der Grund für den Krieg war „die Sicherung der saudischen Monarchie, die über einen Großteil der in der Welt bekannten Rohölvorkommen verfügt.“ Die finanziellen Aufwendungen für die alliierten Expeditionen, die als „Desert Storm“ und „Desert Shield“ bekannt wurden, waren enorm, selbst wenn man die Baukosten der Luftbasen und Militäranlagen in Saudi-Arabien, die in den siebziger und achtziger Jahren zu eben jenem Zweck angelegt worden waren, nicht berücksich-

tigt und auch die im Pentagon und in Whitehall angefallenen Nebenkosten außer Betracht lässt. Allein „wenn wir nur die Zahlungen berücksichtigen, die die saudischen und kuweitischen Regierungen an die Alliierten geleistet haben, dann kommen wir auf eine Summe von einer Million Dollar für jeden toten irakischen Soldaten: zehntausend tote Millionäre“ (a.a.O.: 338). Zu diesem Preis, so ließe sich ergänzen, sollten sich Feinde eigentlich kaufen lassen.

2 Unterschätzt und verharmlost

Dass die Ökonomen keine ihrer Quantitäten jemals
auch nur für sie selbst befriedigend genau messen können,
weder Preise noch den Zinssatz erklären können
und sich nicht einmal darüber einig sind, was Geld eigentlich ist,
das erinnert uns daran, dass wir es hier mit einem Glauben zu tun haben, nicht mit Wissenschaft.
James Buchan

Kaum ein Sozialkonstrukt wird so unterschätzt und verharmlost wie das Geld und zugleich so überschätzt und verteufelt. In einer der elaboriertesten Sozialtheorien der Gegenwart, der Bielefelder Systemtheorie (Luhmann 1972, 1983, 1984, 1986, 1988), wird Geld als Medium des gesellschaftlichen Subsystems „Wirtschaft“ betrachtet. Der Blick ist auf die Tauschmittelfunktion des Geldes gerichtet. Die Sphäre der Produktion bleibt ausgeblendet. Abstrahiert wird davon, dass Geld nicht nur Tauschmittel, sondern auch Kapital sein kann, dass Zahlungen in diesem Fall nicht nur einfach, sondern vermehrt zurückfließen müssen. Luhmanns Modell eines „Doppelkreislaufs“ der reziproken Weitergabe von Zahlungsfähigkeit und Zahlungsunfähigkeit, seine Vorstellung einer wechselseitigen Verweisung von Geld- und Gütermengen (1988: 137) verkennt die Asymmetrie im Konstitutionsverhältnis von Geld und Gütern in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem. Es verharmlost die Funktion des Profits und mit ihr die spezifische Dynamik der kapitalistischen Wirtschaft.

Mit seiner These, das Geld entlaste die Gesellschaft, befriede sie, indem es „Dritte beruhige“, übersieht Luhmann, dass es sie ebenso stimuliert. Der weitaus größte Teil der heutigen Kriminalität dreht sich der einschlägigen Literatur zufolge um Geld (Amsel 1965; Castells 2003). Solange „Dritte“ (noch) stillhalten, merkt Deutschmann in seiner Luhmann-Kritik an, sei dies wohl eher auf Institutionen wie Justiz und Polizei, vielleicht auch auf Ethik und Moral, kaum aber auf Geld zurückzuführen (2001: 67-79, hier: 72). Ihm zufolge ist Geld gerade kein „Kommunikationsmedium“ neben anderen: „Wissenschaft und Politik brauchen keine Liebe, Wissenschaft und Familie keine Macht, Politik und Familie nicht unbedingt Wahrheit, alle einschließlich der Wirtschaft brauchen jedoch Geld“

(a.a.O.: 78). Für Deutschmann ist Geld deshalb nicht nur Medium der Ausdifferenzierung eines besonderen Subsystems der Gesellschaft, der Wirtschaft, sondern die Basis der Differenzierung selbst.

Die Eleganz, die innere Schlüssigkeit einer Theorie ist eine Sache. Ob sie aber (noch) ihre reale Entsprechung in der Welt dort draußen findet, eine ganz andere. Die Ökonomie zum Beispiel als ein funktional ausdifferenziertes Subsystem der Gesellschaft zu definieren macht Sinn, solange Grenzen zu anderen Subsystemen einigermaßen plausibel zu ziehen sind. Schwieriger wird es, wenn sie sich aufzulösen beginnen, wenn zum Beispiel die Ökonomie oder die Politik das Subsystem „Wissenschaft“ kolonisierend überformen, ohne dass dieses überhaupt noch eine Chance hätte, die ihm fremden Codes „Geld“ bzw. „Macht“ in den ihm eigenen Code „Wahrheit“ umzumünzen.

Die Systemtheorie verfährt mit dem Geld in ähnlicher Weise wie mit dem Phänomen der Technik: Geld trage ebenso wenig wie die Technik dazu bei, Gesellschaft zu reproduzieren (Japp 1998: 228). Eine solche Sichtweise mag mit Ordnungserfordernissen der Theoriebildung zu tun haben. Innere Stimmigkeit ist sicher ein legitimes Konstruktionsziel. Und zweifellos fügt sie sich in den vorgegebenen systemtheoretischen Rahmen schlüssig ein. Fraglich ist allerdings, ob eine solche Theorie, so elegant und konsistent sie in sich ist, die Realität, die sie begrifflich zu fassen versucht, mit dieser Begrifflichkeit auch adäquat zu erklären vermag. Denn Geld ist, wie gesagt, mehr als nur ein harmloses Kommunikationsmedium. Es hierauf zu reduzieren, hieße, der Ideologiekritik bereitwillig Tür und Tor zu öffnen. Neben der Funktion, die es als Kommunikationsmedium unter anderem erfüllt, nämlich Zirkulations- und Zahlungsmittel zu sein, kann es zum Beispiel auch die Verkörperung eines Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisses bedeuten: die Geldform des Kapitals. Und in dieser Funktion reproduziert Geld sehr wohl die Gesellschaft, und zwar in einer sozialhistorisch ganz spezifischen Weise.

Zweifellos, das, was die Systemtheorie, in welcher Ausprägung auch immer, schlüssig zu erklären vermag, ist die funktionale Ausdifferenzierung sozialer Subsysteme. Ihre weitgehende, disziplinübergreifende Akzeptanz erreichte sie vor allem durch diesen Topos, nicht zuletzt deshalb, weil er sich mit den Alltagserfahrungen, auch den laienhaft verarbeiteten von Nicht-Soziologen, weitgehend deckte. Die Marx'sche These, dass die kapitalistische Ökonomie sämtliche Bereiche der bürgerlichen Gesellschaft kolonisierend durchdringe, erschien seit den dreißiger, spätestens seit Ende der sechziger Jahre, als nicht mehr haltbar, und die Systemtheorie versprach mit ihrer funktional-strukturalistischen Deutung theoretische Abhilfe. Gesellschaftliche Subsysteme wie das der Politik, der Wissenschaft, der Bildung, um nur einige wichtige zu nennen, hatten sich in erkennbarer Form herausgebildet und in weitgehend autonomer Weise, eigenen Impe-

rativen folgend, profiliert. Zumindest wurde es so wahrgenommen. Die Ökonomie als gesellschaftsprägende Kraft hatte offensichtlich, so wurde vermutet, an Einfluss verloren. Dieses Bild jedoch beginnt in jüngster Zeit brüchig zu werden. Von einer „Hybridisierung“ der Subsysteme, von einer „Verwischung der Grenzen“ („blurring of the boundaries“) ist zunehmend die Rede. Die Anzeichen verdichten sich, dass wir gegenwärtig in eine sozialhistorische Phase eintreten, in der die funktionale Differenzierung, die Grenze zwischen den einzelnen Teilsystemen, wenn schon nicht aufgehoben, so doch ein Stück weit zurückgenommen wird. Manuel Castells spricht deshalb in seinem auf drei Bände angelegten Monumentalwerk prospektiv vom „Aufstieg der Netzwerkgesellschaft“ (2001). Nicht nur von einer (funktionalen) Entdifferenzierung gesellschaftlicher Subsysteme und einer Vermischung ihrer Funktionen ist zunehmend die Rede, sondern auch davon, dass traditionelle Imperative der Ökonomie, die in der systemtheoretischen Soziologie lange vernachlässigt wurden, nun wieder massiv in andere Systeme eindringen, sie kolonisierend überformen, ohne dass diese eine Chance hätten, die ihnen fremden Codes in systemeigene zu transformieren. Es schleicht sich der Verdacht ein, dass die funktionale Ausdifferenzierung sozialer Subsysteme, soweit sie auf der Ruhigstellung, wenn nicht gar Zählung ökonomischen Dominanzstrebens beruhte, nur einen relativ kurzen Zeitabschnitt, nämlich jenen des Kalten Krieges, betrifft, und dass die Rückkehr zu „normalen“ Verhältnissen, für jedermann offensichtlich, eingeleitet wurde mit dem Fall der Berliner Mauer. Vor diesem realgeschichtlichen Hintergrund böte sich dann folgende Interpretation an: Die bloße Existenz einer sozialhistorischen Alternative, die des „real existierenden Sozialismus“, so unpopulär er auch sein mochte, zwang die westlichen Industriegesellschaften, dem an sich brutalen ökonomischen Imperialismus Zügel anzulegen, ihn ein wenig zu zähmen (Stichwort „soziale Marktwirtschaft“), ein Ansinnen, das die Eigenlogik der gesellschaftlichen Subsysteme, insbesondere das der Politik („put politics in command!“), zwangsläufig stärken musste. Der „Wettstreit der Systeme“ führte gleichfalls zu einer Aufwertung und stärkeren Verselbständigung sowohl des Bildungs- als auch des Wissenschaftssystems. Picht (1964) lieferte mit dem Diktum von der Bildungskrise das Stichwort, der „Sputnikschock“ den äußeren Anlass. Der (vorübergehende) Dominanzverlust der Ökonomie spiegelte sich ebenfalls im Wandel sozialwissenschaftlicher Theorien wider (von Marx zu Habermas und Luhmann), wobei der Systemtheorie, unter modellästhetischen Gesichtspunkten betrachtet, in ihrer gegenwärtigen Ausprägung Eleganz und Konsistenz nicht abgesprochen werden kann. Schließlich wurde von Parsons bis Luhmann viel Entwicklungsarbeit in sie investiert (Schimank 1996). Die Frage allerdings, die sich aufdrängt, ist, ob und inwieweit sie (seit dem Fall der Berliner Mauer und dem damit einhergehenden und immer offener zu Tage tretenden Imperialismus der Ökono-

mie) die empirisch vorfindbare gesellschaftliche Realität (noch) angemessen abzubilden vermag. Ich würde nicht so weit gehen, Luhmanns kommunikationstheoretische Fassung des Geldbegriffs als antiquiert zu bezeichnen, wie Riese das tut (2000: 100), aber die Grenze einer intelligent formulierten Ideologie wird durch sie doch hart touchiert (Paul 2002: 164).

Weder kann Geld als ein bloßes Hilfsmittel zur Abstimmung exogen motivierter Bedürfnisbefriedigung interpretiert werden noch als ein in seiner Funktion auf das Wirtschaftssystem beschränktes „generalisiertes Medium“. Beide Sichtweisen fallen weit hinter die bereits bei Marx und Simmel erreichten Einsichten zurück. Geld ist keineswegs nur Träger der „Autopoiesis“ des wirtschaftlichen Systems, sondern der evolutionäre Schrittmacher sozialer Systemdifferenzierung schlechthin (Deutschmann 1994: 93 f.). Die mit dem Geld verknüpften historisch-spezifischen Bedingungen von Macht und sozialer Ungleichheit bleiben in der Systemtheorie weitgehend ausgeblendet. Sie eskamotiert zentrale Aspekte der ihnen zu Grunde liegenden Ursachen, indem sie den Geldbegriff passgerecht in das Prokrustesbett ihres vorgefertigten Kategorienrahmens einfügt.

3 Überschätzt und verteufelt

Raubt der Sache diese gesellschaftliche Macht
und ihr müsst sie Personen über Personen geben.
Karl Marx

„Lassen Sie Ihr Geld für sich arbeiten“, so lautet der Werbespruch von Banken und Sparkassen, der uns auf überdimensionierten innerstädtischen Reklametafeln entgegenprangt. Das dazu gehörige Foto zeigt einen Mann in legerer Freizeitkleidung, lang hingestreckt auf einer Couch, ein Buch in der Hand, ein Glas „Single Malt“ neben sich. Geld, so wird uns bedeutet, kann sich von selbst auf wundersame Weise vermehren, ohne unser Zutun.

Aber Geld wird nicht nur in seinen positiven, sondern auch in seinen negativen Wirkungen überschätzt und hypostasiert. Geld äußert sich nicht nur symbolisch, sondern auch, worauf Luhmann, eher verschämt als systematisch, hingewiesen hat, diabolisch (1988: 230 f.). In der jüngsten Diskussion um die Finanzmärkte etwa wurde Geld für alles und jedes, was schief laufen kann, verantwortlich gemacht. Es wurden geldinduzierte Krisenszenarien heraufbeschworen, die Ängste auslösten, Ängste, die noch verstärkt wurden dadurch, dass in einer Sprache geredet wurde, die dem Verständnis dessen, was da vor sich ging, nicht gerade förderlich war. Vieles von dem, was mit geradezu mystischer Inbrunst an Horrorszenarien diskutiert wurde, war zum Beispiel gar nicht so sehr

dem „Geld als Geld“, sondern der Geldform des Kapitals geschuldet. „Das *Geld als Kapital* ist eine Bestimmung des Geldes, die über seine einfache Bestimmung als Geld hinausgeht. Es kann als höhere Realisation betrachtet werden; wie gesagt werden kann, dass der Affe im Menschen entwickelt ... Jedenfalls ist *Geld als Kapital* von *Geld als Geld* unterschieden“ (Marx 1953: 162). Es wäre also zunächst einmal deutlich zu machen, von welcher *Form* und von welcher *Funktion* des Geldes die Rede ist, bevor kausale Zuordnungen zu Krisensymptomen getroffen werden: von der allgemeinen Äquivalentform der Waren, vom Geld als Zirkulations- oder Zahlungsmittel, von der Geldform des Kapitals usw. Denn je nach Form und Funktion, in der Geld in Erscheinung tritt, variieren die Ursachen der Krisensymptome und wären dementsprechend differenziert zu analysieren (Heintel 2002: 59). Zu Recht weist Kellermann auf die Gefahr von Mystifizierungen hin, wenn von „*dem* Geld“, das heißt: im Singular, gesprochen wird (2003: 386 f.).

„Die Babylonier haben das Geld erfunden“, teilt uns Nestroy mit, „aber warum so wenig?“, fügt er resignierend hinzu. Dass vom Geld im Singular und zudem in unhistorischer Weise gesprochen wird, hat Tradition. Selbst in Lehrbüchern wird oft von einem abstrakten Begriff ausgegangen, der dann in alle möglichen Ethnien und Zeitalter hineinprojiziert wird, statt die unterschiedliche Substanz, die er bezeichnen könnte, aus ihnen heraus zu entwickeln. So finden denn die Autoren in den entferntesten Ethnien und Zeitaltern zu ihrem Erstaunen genau das wieder, was sie zuvor in den Begriff hineingelegt haben. Eine wohlfeile, eine schlechte Abstraktion würde der an Hegelschem Denken geschulte Marx eine solche Vorgehensweise nennen. Es nimmt deshalb nicht wunder, dass Stadermann (1996: 29-57) seinen Aufsatz über die „Entstehung des Geldes“ mit folgender Rechtfertigung einleitet: „Ökonomen sind Menschen, die von einer fehlerhaften Idee des Tausches so infiziert werden, wie vom Ziegenpeter: Sie stecken sich im frühesten Stadium ihrer Studien an. Gewöhnlich geschieht es auf den ersten Seiten des erstbesten Lehrbuches. Anders aber als vom Ziegenpeter erholen sie sich gewöhnlich nicht wieder. Der falsch eingeschätzte Tausch bleibt ihnen eine zentrale Kategorie der Wirtschaftswissenschaft. Daraus folgt, dass auch heute noch Anlass für einen Beitrag »Von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft« besteht“ (a.a.O.: 29). Auf den daran anschließenden Seiten müht Stadermann sich redlich, nachzuweisen, dass Tausch und Geld in unterschiedlichen Ethnien zu unterschiedlichen Zeiten etwas ganz Unterschiedliches bedeutet haben. Seine „Art der Geldbestimmung“, darauf weisen Biervert und Held in ihrem Überblicksartikel „Money matters“ (1996: 7-28) hin, „ist nicht etwa ein »Ausweichen« vor einer klaren Definition, sondern trifft den Punkt, dass Geld über die Zeiten hinweg starken Wandlungen unterliegt“ (a.a.O.: 13). Deshalb muss man von der konkreten Gesellschaft ausgehen, in der Geld seine Funktio-

nen erfüllt, um Geld erklären zu können, und nicht von einem Abstraktum „Geld“, um es dann überall wieder zu finden.

4 Marx und Simmel

Die Darstellung der Welt, wie die Welt selbst, ist ein Werk der Menschen;
sie beschreiben sie aus ihrem Blickwinkel,
den sie mit der absoluten Wahrheit verwechseln.

Simone de Beauvoir

Zwischenzeitlich sind die Sozialwissenschaften in ihre dekonstruktive Phase eingetreten. Postmoderne Sorglosigkeit im Umgang mit Begriffen ersetzt gegenwärtig die bislang vorherrschenden, weitgehend eurozentrisch geprägten Begriffskonstruktionen. Dass Zeichen *arbiträr* sind (de Saussure), wird oftmals dahingehend missverstanden, sie seien in jeder Hinsicht folgenlos und beliebig. Seit Duhem und Quine aber wissen wir, dass einzelne Begriffe, Hypothesen und Aussagen ihren ganz präzisen Sinn, ihren Stellenwert und ihren Wahrheitsgehalt im Rahmen der Theoriegebäude erhalten, in die sie eingebettet sind. Theorien nun haben in der Regel zwei Wurzeln. Sie stellen Reaktionen dar entweder auf vorgängige Theorien oder auf reale Veränderungen im gesellschaftlichen Umfeld. Ersteres ist zwar nicht immer, aber häufig genug innerakademischen Profilierungszwängen, die sich sowohl in Kleinpikanterien als auch in Großscharmützeln äußern, geschuldet (vgl. etwa die Kontroverse um die Systemtheorie Luhmannscher Prägung in Heft 2 der Zeitschrift „Ethik und Sozialwissenschaften“, 2000: 195-287, und Willkes entnervtes Schlussresümee), Letzteres dem bröckelnden Untergrund, auf dem sie basieren, also wenn Realität und Realitätserfassung allzu sehr auseinander klaffen (Riese 2000: 99). Und selbst dann, wenn sie sich auf reale Veränderungen beziehen, nehmen sie diese üblicherweise gefiltert wahr, vermittelt durch Begriffe und Kategorien vorhandener Deutungsmuster. Das bedeutet, auf unser Thema bezogen, es kann sinnvollerweise nicht darum gehen, Geld abstrakt, gleichsam naiv, zu diskutieren, sondern das Verhältnis von Zeichen (Signifikant) und Bezeichnetem (Signifikat) ernst zu nehmen, es aus seiner sozialhistorischen Bestimmung heraus und in seiner theoriegeschichtlichen Vermitteltheit zu begreifen. Im Folgenden werde ich mich in meiner Argumentation deshalb bewusst auf zwei Autoren stützen, die, zumindest aus sozialwissenschaftlicher Perspektive, bislang unübertroffene Schlüsseltexte zum Thema „Geld und Gesellschaft“ formuliert haben: Marx und Simmel.

Zwar haben beide, sowohl Simmel als auch Marx, zum Geld, diesem „letzten Rätsel der Nationalökonomie“ (Riese 1995: 45), Grundlegendes gesagt, in den einschlägigen fachökonomischen Texten finden sie jedoch kaum noch Beach-

tung. Die in hohen Auflagen verbreiteten Lehrbücher zur Geldtheorie und -politik nennen nicht einmal mehr ihre Namen (vgl. etwa Issing 2003, Borchert 1999). Sofern sie überhaupt noch Erwähnung finden, geschieht das allenfalls in dogmenhistorischen Werken. Bei Stavenhagen etwa (1964) wird Simmel einmal, Marx immerhin mehrfach und ausführlicher konnotiert. Dass beide Autoren für die moderne Geldtheorie gänzlich uninteressant sind, hat natürlich Gründe. In beiden Fällen handelt es sich um Verfasser von Gesellschaftstheorien, denen ein völlig anderes Erkenntnisinteresse zu Grunde liegt als den ökonomischen Fachtheorien, wie wir sie heute kennen. Die Charakterisierung des Geldes als „Verkörperung gesellschaftlicher Verhältnisse“, die dialektische Verflüssigung von Begriffen wie Tauschwert, Geld oder Kapital, übersteigt bei weitem den Erkenntnishorizont einer reinen Geldtheorie. Ihr muss das Ansinnen von Simmel und Marx schlichtweg als überflüssig, wenn nicht gar als unverständlich erscheinen: „philosophischer Hokusokus“ (Dietz 2000: 194).

Gleichwohl ist es in jüngster Zeit, nicht zuletzt begünstigt durch das Erscheinen der Gesamtausgabe, zu einer Renaissance der Simmel-Rezeption gekommen (Pohlmann 1987; von Flotow 1995; Kintzelé/Schneider 1993; Backhaus, Stadermann 2000). Als zeitlich erster Band erschien die „Philosophie des Geldes“, der alsbald im Zentrum des Interesses interdisziplinär geführter Diskurse stand. Im Verlauf dieser Diskussionen stießen auch Marx' Texte auf erneute Aufmerksamkeit. Neben die Frage, was uns Simmel heute noch zu sagen habe, gesellte sich als weitere, in welchem Verhältnis Simmel, hinsichtlich seines Geldverständnisses, zu Marx stand: Fällt er hinter ihn zurück oder geht er über ihn hinaus? (Busch 2000).

Während es den fachökonomischen Autoren um handhabbare Theorien mittlerer Reichweite geht, möglichst in operationaler Form und in Formalkalküle übersetzt (Klausinger 2000: 522), erheben Marx und Simmel den Anspruch, die bürgerliche Gesellschaft als Ganzes zu erklären, als gesellschaftliche Totalität. Marx' erklärte Absicht ist es, das „Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen“ (1971: 15 f.). Dass dem Geld dabei eine zentrale Rolle zukommt, wurde ihm alsbald deutlich. So wie Marx in der Ökonomie schließlich die Basis der bürgerlichen Gesellschaft verortet und im Geld eine ihrer zentralen Kategorien, so begreift Simmel das Geld als reinste Verkörperung der Moderne, als ihr Symbol, in höchster Vollendung, und macht es deshalb gleichfalls zum zentralen Gegenstand seiner Gesellschaftsanalyse. „Geld“ beschreibt bei ihm keinen einzelnen Aspekt der Gesellschaft, sondern ihres Wesens Kern. Es ist ihr allgemeines Interessenzentrum schlechthin. Geldtheorie wird damit zur Gesellschafts- und Kulturtheorie (Ötsch 2000: 273). Insbesondere für Marx gilt, dass Geld mehr ist als nur ein Wertmesser und ein Tauschmittel. Seine Bedeutung geht weit über seine wirtschaftliche Funktion hinaus. Die moderne Gesellschaft ist

eine monetäre Gesellschaft, und zwar nicht allein auf Grund der Tatsache, dass die Transaktionen in ihr auf Geld basieren oder durch Geld beeinflusst werden, sondern weil der moderne Geist im Geld adäquat zum Ausdruck kommt (Aglietta 1993: 188).

Über das, was die Substanz, das Wesen des Geldes sei, herrscht in der einschlägigen zeitgenössischen Literatur wenig Einigkeit. Weitgehende Übereinstimmung besteht hingegen darin, welche Funktionen Geld zu erfüllen habe: Es ist Recheneinheit (*numéraire*) bzw. Wertmaß, Tauschmittel, Zahlungsmittel und Wertaufbewahrungs- bzw. -transportmittel (Issing 2003: 1 ff.; Borchert 1999: 25 ff.). Dem könnten, *mutatis mutandis*, auch Marx und Simmel weitgehend zustimmen, wenngleich sie, wie wir später sehen werden, in ihren Analysen völlig andere, für sie ungleich wichtigere Schwerpunkte setzen. Beide vollziehen eine scharfe Trennung dieser Funktionen des Geldes von seiner Substanz, dem gesellschaftlichen Wert, sowie der einzelnen Funktionen untereinander. Marx insbesondere wendet sich gegen Interpretationen, in denen einzelne Funktionen des Geldes zu dessen Begriffsinhalt erhoben und damit die Funktionen zur Substanz des Begriffs gemacht werden: „Der Austauschprozess gibt der Ware, die er in Geld verwandelt, nicht ihren Wert, sondern ihre spezifische Wertform. Die Verwechslung beider Bestimmungen verleitete dazu, den Wert von Gold und Silber für imaginär zu halten. Weil Geld in bestimmten Funktionen durch bloße Zeichen seiner selbst ersetzt werden kann, entsprang der andere Irrtum, es sei ein bloßes Zeichen“ (Marx 1971: 105; ferner 1953: 55 f., 59). Aber ich greife der weiteren Argumentation vor.

Simmel erblickt in der Bedeutungsverschiebung des Geldes von seinem Substanz- zum Funktionswert eine unumkehrbare historische Tendenz der Geldwirtschaft. Die sinkende Bedeutung des Substanzwertes und die steigende Bedeutung des Funktionswertes, die er nicht müde wird hervorzuheben, interpretiert er allerdings nicht als dessen Auflösung oder Bedeutungsverlust, sondern, ganz im Gegenteil und in Übereinstimmung mit Marx, als dessen Vervollkommnung. In ihr gelange der „soziologische Charakter“ des Geldes zu immer „vollkommnerem Ausdruck“ (Simmel 1989: 212). „Erst in dem Maß, in dem die Substanz zurücktritt, wird das Geld wirklich Geld ...“ (a.a.O.: 246). Auf eine Absicherung des Geldes durch Material jedweder Art, sei es Gold, Silber oder Kupfer, kann verzichtet werden, wenn an seine Stelle eine glaubwürdige systemische Absicherung tritt. Obgleich Simmel Geld seinem Wesen nach letztendlich als reine Funktion interpretiert, glaubte er nicht daran, dass das Geldwesen auf die Dekkung durch eine wie immer geartete Substanz je völlig zu verzichten in der Lage sein würde (vgl. Dietz 2000: 191). Ähnlich sah es Marx: Obwohl das Kreditgeld das metallische Geld mehr und mehr aus der Zirkulation verdrängen werde, bleibe das Geld in der Form der edlen Metalle die Unterlage, wovon das Kre-

ditwesen der Natur der Sache nach *nie* loskommen könne (1971: 620). Dass in dieser Frage letztlich beide irrten, sowohl Simmel als auch Marx, sei, so ergänzt Busch, „der historischen Begrenztheit ihrer Erkenntnisfähigkeit zuzuschreiben, den in den Gegebenheiten des 19. Jahrhunderts verankerten theoretischen Systemen, und insofern kein alles in Frage stellender substanzieller Fehler“ (2000: 132). Wohlwollender formuliert Heinrich (1991: 193): „Indem Marx seine Geldtheorie an die Existenz einer Geldware knüpft, verquickt er die abstrakteste Bestimmung des Geldes mit einem bestimmten historischen Geldsystem“ (vgl. ferner Busch 2000: 126). Damit wird er seinem methodischen Anspruch gerecht, das *begriffene* Konkrete in seiner *historisch begrenzten* Ausprägung zum Gegenstand der Betrachtung zu machen.

4.1 Simmels „Philosophie des Geldes“

Keine Zeile dieser Untersuchungen ist nationalökonomisch gemeint.
Georg Simmel

Simmels „Philosophie des Geldes“ zerfällt in zwei inhaltlich ungleiche Teile. Das ist immer wieder hervorgehoben worden (Thomasberg, Voy 2000: 220 ff., 229 ff.; Riese 2000: 96; von Flotow 1995: 93 ff.; Nadelmann 1993: 401 ff.; Köhnke 1993: 148 f.; Müller 2002: 159 f.). Die Existenz zweier Teile, die miteinander kaum kompatibel sind, hat ihre Ursache in der „Doppelrolle des Geldes“ (Simmel 1989: 126), Tauschmittel und, weit darüber hinausgehend, Movers der gesellschaftlichen Dynamik zu sein. Im analytischen Teil will Simmel „das Geld aus denjenigen Bedingungen entwickeln, die sein Wesen und den Sinn seines Daseins tragen.“ Geld ist hier gleichsam die abhängige Variable der ihm zu Grunde liegenden „sozialen Beziehungen“, der „logischen Struktur der Wirklichkeiten und Werte“ (a.a.O.: 10). Es ist diese Thematik, die Marx vor allem im Auge hat. Im synthetischen Teil hingegen untersucht Simmel die Folgewirkungen des Geldes „auf die innere Welt: auf das Lebensgefühl der Individuen, auf die Verkettung ihrer Schicksale, auf die allgemeine Kultur“ (ebd.). Geld gilt ihm hier gleichsam als unabhängige Variable. Es drückt den Menschen, bis in die tiefsten Seelenwindungen hinein (Dahme 1993: 62), seinen Charakter auf. Es entstehen soziale Typen wie der Arme, der Zyniker, der Blasierte, der Geizige, der Verschwender, der Asket, Typen, die in dieser spezifischen Ausprägung woanders kaum oder überhaupt nicht vorkommen. Solche „Charakterzüge des modernen Menschen“ ergeben sich für Simmel zwangsläufig aus der zur Normalität gewordenen „Notwendigkeit fortwährender mathematischer Operationen im täglichen Verkehr“ (1992: 192). Damit betritt er den Boden sozialpsychologischer Argumentation. „Das Leben vieler Menschen wird von solchem Bestim-

men, Abwägen, Rechnen, Reduzieren qualitativer Werte auf quantitative ausgefüllt.“ Es wird ihnen zur zweiten Natur. „Diese trägt sicher bei zu dem verstandesmäßigen, rechnenden Wesen der Neuzeit gegenüber dem sehr impulsiven, auf das Ganze gehenden, gefühlsmäßigen Charakter früherer Epochen“ (ebd.; vgl. Grözinger 1993). Dieser Prozess wird von Simmel, ähnlich wie bei Piaget und Elias, sowohl individuell (psychogenetisch) als auch kulturell (soziogenetisch) gedeutet. Er wird von ihm als „fortschreitende Differenzierung unseres Vorstellens“, als fortschreitende „Intellektualisierung“, als abnehmende „Gefühlsfunktion gegenüber der Intellektfunktion“ und als fortschreitende „Objektivität des Lebensstils“ bzw. der „Lebensverfassung“ beschrieben (1989: 591-616). Geld bedeutet Intellektualisierung gesellschaftlicher Verkehrsformen. Das wird von Simmel ganz wunderbar herausgearbeitet. Und vieles von dem, was heute sozial- und tiefenpsychologischer Allgemeinplatz ist (vgl. etwa Borneman 1973; Kurnitzky 1974; ferner Ottomeyer in diesem Band), wird von ihm ansatzweise vorweggenommen. Wenn zum Beispiel Kurnitzky „die Bedeutung des Geldes im psychischen Haushalt der Individuen und der Gesellschaft“ zu seinem Thema macht, beabsichtigt er in vergleichbarer Weise wie Simmel, der Marx'schen Theorie des Geldes „ein Stockwerk unterzubauen“ (Simmel): Auch er „stellt nicht die Wirksamkeit der Logik des Marx'schen »Kapital« oder des Wertgesetzes in Frage, im Gegenteil. Andererseits ist jedoch die Tatsache nicht zu übersehen, dass die Totalität der gesellschaftlichen Realität, insbesondere das gesellschaftliche Naturverhältnis, in dieser Logik nicht vollends aufgeht. Darum ist dies zugleich ein Versuch einer nicht-transzendentalischen Materialisierung des Materialismusbegriffs“ (1974: 1). Zu recht wurde deshalb verschiedentlich die Frage aufgeworfen, weshalb aus dem ursprünglich als „Psychologie des Geldes“ konzipierten Buch Simmels schließlich eine „Philosophie“ wurde und, wenn überhaupt eine Umbenennung notwendig war, warum nicht eine „Soziologie“ (vgl. Rammstedt 1993: 19 ff.; Dahme 1993: 49 ff.).

Die in der „Philosophie des Geldes“ enthaltene Kulturgeschichte lässt sich, wenn man Flotow (1995: 138 ff.) folgt, zu fünf zentralen Tendaussagen verdichten: (1) Individualisierung: die zunehmende Fähigkeit der Menschen, sich aus personalen Machtverhältnissen herauszulösen, (2) Vergesellschaftung: die zunehmenden Wechselwirkungen der Individuen untereinander, (3) Erweiterung: die zunehmende Ausdehnung des sozialen Raumes, zum Beispiel in geografischer Hinsicht, (4) Versachlichung: eine zunehmende Funktionalisierung sozialer Beziehungen, (5) Zentralisierung: die zunehmende Entwicklung immer mächtigerer Zentralinstanzen, etwa der moderne Staat. Ötsch (2000: 275) weist auf fünf damit einhergehende ökonomische Implikationen dieser Aspekte hin: (1) die Entstehung des Privateigentums und die wachsende Zurechnung von Ereignissen und „Dingen“ zu Individuen, (2) die zunehmende Arbeitsteilung und die

Entwicklung immer komplexerer ökonomischer Systeme, (3) die zunehmende Erweiterung des Geltungsbereiches des Geldes, (4) eine zunehmende Organisation sozialer Beziehungen im Hinblick auf monetäre Aspekte, (5) die Entstehung immer mächtigerer Zentralinstanzen, die Geld prägen und regulieren. Kurz zusammengefasst: Der analytische Teil „soll das Wesen des Geldes aus den Bedingungen und Verhältnissen des allgemeinen Lebens verstehen lassen, der andere umgekehrt Wesen und Gestaltung des Letzteren aus der Wirksamkeit des Geldes“ (Simmel 1989: 11).

4.1.1 Zur jüngeren Rezeptionsgeschichte

Die systematische Verdrängung des Geldes
konstituiert die Wirtschaftswissenschaft als Wissenschaft.
Aldo J. Haesler

Ich bin etwas ausführlicher beim synthetischen Teil verweilt, weil Simmel hier, und nur hier, über Marx hinausgeht. Das lässt sich auch aus der einschlägigen Literatur heraus belegen. Für Liebrucks ist Simmel deshalb hinsichtlich der Brisanz seiner Erkenntnisse über das Wesen des Geldes, *insgesamt* gesehen, „harmloser“ als Marx (1970: 159). Zwar sieht Simmel, dass Geld Kapitalcharakter haben kann und insofern mehr ist als ein Zeichen relativer Tauschwerte. Seine Äußerungen zum Zusammenhang von Geld und Kapital bleiben jedoch auf verschiedene Kapitel verstreut, ohne dass eine systematische Klärung erfolgt. Begriffe wie Zins, Profit oder Rente werden von ihm synonym verwendet, aber nicht systematisch eingeführt bzw. abgeleitet (vgl. von Flotow 1995: 101-106). Ähnliches ist bei Busch nachzulesen. Ihm zufolge gelingt es Simmel vorzüglich, „phänomenalistisch Wandlungsprozesse in der Gesellschaft seismografisch zu registrieren, nicht aber sie zu erklären, das heißt, sie aus ökonomischen und sozialen Zusammenhängen und Veränderungen herzuleiten“ (2000: 118 f.). „In Simmels Werk“, so ein weiterer Autor, Cavalli (1993: 160), „fehlt ein einheitlicher theoretischer Rahmen, der die verschiedenen Fragmente seiner Analyse des Wertproblems verbindet.“ Was Simmel unterschätzt hat, was er theoretisch vernachlässigt hat, ist, dass in der bürgerlichen Gesellschaft das Geld nicht mehr so sehr den Tauschvorgängen dient, sondern dass diese vornehmlich dem Geld dienen. „Das Geld, das diese Tauschbarkeit symbolisiert, gelangt so zu neuer Konkretion: jener, um seiner selbst willen begehrt zu werden, nicht mehr nur den Wert (der Objekte des Tausches) zu inkorporieren, sondern Wert an sich zu haben. Und dieser besteht in der neuen Möglichkeit des Geldes, Quelle des Profits und des Zinses zu sein: der Funktion der Kapitalisierung. Je mehr das Geld sich »entsubstanzialisiert«, abstrakt wird, um so konkreter wird es im Sinne

seiner Kapitalisierung. Dies hat meines Erachtens Simmel nicht gesehen. Vernachlässigt man seine seltsamen Bemerkungen in den dem »Superadditivum« des Geldwertes gewidmeten Passagen, so hat er nicht aufgehört, Geld ausschließlich als »Vehikel« zu denken, Geld im Dienst der Tauschvorgänge und er hat nicht gesehen, dass dieses Geld, das er grundsätzlich als Metapher benutzte, um die Bestimmung des »Lebens« in seiner Auseinandersetzung mit der westlichen kulturellen Dynamik zu leisten, selbst ein »Leben« besaß“ (Haesler 1993: 236 f.).

Noch dramatischer formuliert es Deutschmann: Der Versuch Simmels, „das Geld als ein kulturelles Phänomen zu deuten, scheitert offenbar deshalb, weil er zu kurzschlüssig angelegt ist, weil er die Wirtschaft nur unter dem Gesichtspunkt der Zirkulation und Konsumtion betrachtet und deren Vermittlung wie auch die der Kultur durch die gesellschaftliche Produktion und deren transzendentalen Status übersieht“ (1994: 86). Hingegen fällt für Deutschmann die Bilanz des „synthetischen“ Teils von Simmels Untersuchung im Vergleich zu Marx sehr viel positiver aus als die des „analytischen“, weil es Simmel in ihm gelinge, soziale und kulturelle Implikationen des Geld- und Kapitalverhältnisses herauszuarbeiten, die in dieser Präzision bei Marx nicht zu finden seien (a.a.O.: 93).

Simmel quält sich lange mit der klassischen Streitfrage, ob das Geld, um seine Funktion der Verkörperung der universellen Relativität aller Werte zu erfüllen, selbst wertvoll sein müsse oder auf ein bloßes Zeichen reduziert werden könne. Er neigt zur Symboltheorie des Geldes und konstatiert eine historische Tendenz zur Funktionalisierung, die aber, wie gesagt, nicht zur völligen Aufhebung seines Substanzwertes führe. Deutschmann ergänzt deshalb: „Für jemanden, der mit der Marx’schen Geldtheorie vertraut ist, werden diese Ausführungen wohl kaum Umwälzendes bieten. Er wird kaum einen Aspekt des Problems entdecken, der nicht bei Marx überzeugender analysiert worden wäre“ (a.a.O.: 82 f.). Zwar erkenne Simmel den sozialen Formcharakter des Tauschwertes, doch gelinge es ihm nicht, diesen von der nutzentheoretischen Begründung zu lösen. Der Prozess der Vergesellschaftung, die sich im Tauschwert und schließlich im Geld manifestiert, werde ausschließlich als eine Beziehung warenbesitzender Konsumenten gedeutet. Woher die in den Austausch eingebrachten Güter kommen, bleibe unberücksichtigt und werde nicht analysiert. Im Resultat führe das zu einer völligen Konfusion der Kategorien „Gebrauchswert“ und „Tauschwert“.

Simmel gelingt es nicht, den Widerspruch zwischen der funktionalen und der substantialistischen Deutung des Geldes als Wertausdruck und als Wertmaß aufzulösen. Marx vermeidet diese Schwierigkeiten dadurch, dass er die Vergesellschaftung, die sich im Tauschwert reflektiert, vorrangig nicht als eine Vergesellschaftung von Konsumenten, sondern von Produzenten dechiffriert. Was die

Subjekte folglich im Austausch gleichsetzen, sind nicht, wie bei Simmel, die Güter mit einem je individuell versehenen Nutzen, sondern die vergesellschaftete Arbeit, die sie hervorgebracht hat. Nun ließe sich zugunsten Simmels grundsätzlich einwenden, dass es ihm lediglich darum ging, die Marx'sche Analyse zu ergänzen, ihr, in eigenen Worten, „ein Stockwerk unterzubauen, derart, dass der Einbeziehung des wirtschaftlichen Lebens in die Ursachen der geistigen Kultur ihr Erklärungswert gewahrt wird, aber eben jene wirtschaftlichen Formen selbst als das Ergebnis tieferer Wertungen und Strömungen, psychologischer, ja, metaphysischer Voraussetzungen erkannt werden“ (1989: 13). Oder an anderer Stelle, in der berühmten „Selbstanzeige“ seiner „Philosophie des Geldes“: „Die Behauptung des historischen Materialismus, der alle Formen und Inhalte der Kultur aus den jeweiligen Verhältnissen der Wirtschaft aufwachsen lässt, ergänze ich durch den Nachweis, dass die ökonomischen Wertungen und Bewegungen ihrerseits der Ausdruck tiefer liegender Strömungen des individuellen und des gesellschaftlichen Geistes sind“ (1989: 719).

Deutschmann kommt deshalb, und durchaus in weitgehender Übereinstimmung mit der einschlägigen Literatur, zu dem Schluss, „die Marx'sche Theorie und den synthetischen Teil der Analyse Simmels als komplementäre Beiträge zu behandeln, die sich in ihren jeweiligen Stärken und Schwächen gegenseitig auf geradezu ideale Weise kompensieren: Was die Marx'sche Theorie über Simmel hinaus zur Klärung der geld- und werttheoretischen Grundlagen leistet, leistet umgekehrt Simmel über Marx hinaus zur Klärung der kulturellen Bedeutung des Geldes“ (1994: 93).

4.1.2 Simmels „soziologischer Impressionismus“

Aber ich mag nichts hören von der Ehre – wir wissen hier nur etwas vom Kredit. Die Ehre ist ein Totschläger und Blutvergießer, geht auf den Straßen umher und fängt Zank an, der Kredit aber ist ein anständiger, ehrlicher Mann, der zu Hause sitzt und fleißig rechnet.
Sir Walter Scott

Das Komplementaritätsverhältnis lässt sich noch auf eine andere Art und Weise argumentieren: Simmel hat in seiner mehr als 700 Seiten umfassenden „Philosophie des Geldes“ außer dem „Kapital“ von Marx keine weiteren Quellen angeführt. Diese alleinige direkte Bezugnahme deutet Busch (2000: 118) als Referenz, „wenn nicht gar als bewusstes Bekenntnis zu einer bestimmten Denktradition.“ Folgerichtig erscheint ihm Simmel weniger als Kritiker und Antipode von Marx, für den man ihn lange Zeit gehalten hat, sondern als dessen „Fortsetzer“ und „Ergänzer“. Und Marx ist für ihn dementsprechend ein Vorläufer Simmels. Allerdings schränkt er ein: „Dies gilt jedoch, wohlgemerkt, nur für bestimmte

geldtheoretische Aussagen, nicht aber für das jeweilige Gesamtwerk und den damit verbundenen Platz in den Disziplinen“ (a.a.O.: 116). Für Busch kann es deshalb auch kein Zufall sein, „dass die Hauptthesen Simmels zum Geldbegriff und zur Rolle des Geldes in der bürgerlichen Gesellschaft sowie eine Vielzahl einzelner Aussagen zur Phänomenologie des Geldes halbe oder ganze Zitate von Marx sind. Offensichtlich hat Simmel hier, als Ausdruck großer geistiger Übereinstimmung und Befruchtung, Gedanken von Marx wie Aphorismen aufgegriffen, sie sprachlich umformuliert, ergänzt und ausgebaut, in einen soziologischen Kontext gestellt und mit eigenen Ideen verknüpft“ (a.a.O.: 118). Auch Müller konstatiert, dass die Nähe in den Formulierungen von Marx und Simmel oft frappant sei, und zwar nicht nur hinsichtlich der Texte von Marx, die Simmel gekannt haben dürfte, sondern auch hinsichtlich der Texte, deren Kenntnis ihm verschlossen war, in erster Linie die Pariser Manuskripte von 1844 sowie die Londoner Manuskripte von 1850 bis 1859 (2002: 163 f.), ein Sachverhalt, der Marx ebenfalls zum Vorläufer Simmels werden lässt.

Die Suche nach den Quellen seines nationalökonomischen Denkens werde dadurch behindert, dass Simmel es versäumt habe, auch nur eine Fußnote anzuführen, beklagt sich Cavalli (1993: 158 f.). Er zitiere nur das „Kapital“. Überhaupt sei für Simmel charakteristisch, dass er von der akademischen Norm abweicht, was seine Rezeption und zeitgeschichtliche Einordnung sehr erschwere. „Diese Vorgehensweise ist Simmel als Essayismus, als Ästhetizismus oder gar als Impressionismus vorgehalten worden. Und dies verband sich mit dem Vorwurf, Simmel verfüge über kein theoretisches System“ (Rammstedt 1993: 37). Tatsächlich ist der Essay Simmels bevorzugte Textsorte, eine Form reflektierend-zergliedernden Denkens, die vor Metaphern, Analogien und Bildern nicht zurückschreckt. Viel kann darin behauptet, nichts muss bewiesen werden. Eine solche Darstellungsweise ist atypisch und nicht gerade karriereförderlich innerhalb des akademischen Wissenschaftsbetriebs. Anlässlich seines Bewerbungsverfahrens für eine philosophische Professur in Heidelberg sprach sich denn auch einer der Gutachter vehement dagegen aus, Simmel zu berufen. Bereits dessen Dissertation war 1881 wegen Mängel der Darstellungsform abgelehnt worden, unter anderem mit der Begründung, dass Simmels „ganze Ausführung einen aphoristischeren Charakter“ trage, „als dies einer streng wissenschaftlichen Untersuchung erlaubt ist.“ Vergleichbare Schwierigkeiten hatte Simmel mit der Habilitation (vgl. Bammé 1994: 155-160).

4.2 *Marx' Theorie vom Gelde*

Das Geld ist das dem Menschen entfremdete Wesen seiner Arbeit und seines Daseins,
und dies fremde Wesen beherrscht ihn, und er betet es an.

Karl Marx

Schwierigkeiten ergaben sich auch bei der Rezeption der Marx'schen Geldtheorie. Die nun waren allerdings ganz anders gelagert. „Okkasionalismus“, „soziologischer Impressionismus“ – so lauteten die Vorwürfe nicht. Eher im Gegenteil. Die geradezu zwanghaften Widerlegungsversuche sind Legende. Missverständnisse und Fehldeutungen, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, haben die Rezeption des Werkes begleitet wie bei keinem zweiten in der Geschichte der Sozialwissenschaften. Das mag *zum einen* daran liegen, dass die Marx'schen, auf die Totalität gesellschaftlicher Prozesse gerichteten Fragestellungen einer in Fachdisziplinen aufgespaltenen, voneinander isoliert betriebenen Wissenschaft fremd geworden sind: „Wir sind bescheidener geworden, anspruchloser in unseren Fragestellungen ... Wir fragen nicht mehr nach dem »ökonomischen Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft« ...“ Nicht von ungefähr sehen deshalb „viele Marx-Kritiker bei ihren oberflächlichen Interpretationsversuchen über einige sehr wesentliche Dinge elegant oder aus Unkenntnis hinweg: vor allem darüber, dass das theoretische System von Marx ... ganz bewusst als einheitliches, in sich geschlossenes Gesamtsystem konzipiert“ worden ist, als „artistisches Ganzes“ (Dobias 1973: 228, 253 f.).

Zum anderen gibt es Fehldeutungen, die sich in ihrer Zwanghaftigkeit nur psychologisch erklären lassen. Ein Beispiel mag verdeutlichen, was gemeint ist. In seiner „Geschichte der Wirtschaftstheorie“ referiert Stavenhagen die Kontroverse zwischen Knies und Marx unwidersprochen mit folgendem Satz: „Der Wert selbst gründet sich, so behauptete Knies in einer Auseinandersetzung mit Marx, niemals auf menschliche Arbeit an sich, sondern auf diese nur, soweit sie Gebrauchswerte schafft“ (1964: 404). Nun ist richtig, dass Marx, um die Kapitalfunktion des Geldes erklären zu können, zuvor die Zweck-Mittel-Verkehrung kapitalistischer Produktion dargestellt hat, also das Dominantwerden des Tauschwertes über den Gebrauchswert aus der Sicht des Kapitals: Egal was produziert wird, Kanonen oder Butter, den Durchschnittsprofit muss es allemal realisieren. Dazu ist allerdings immer vorausgesetzt, dass die produzierte Ware *Gebrauchswert für andere* hat. Originalton Marx: „Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert“ (1971: 55). Dieser Zusammenhang war für Marx so selbstverständlich, dass er ihn, einmal entwickelt, später nicht mehr interessiert hat. Daraus nun eine Gegenposition aufzubauen, darüber kann man nur ins Staunen geraten.

4.2.1 Schwierigkeiten der Werkrezeption

Tatsächlich steht die Geldtheorie auch in ihren neuesten,
mathematisch zugemessenen Kleidern nackt da,
sobald man fragt, wovon sie eigentlich redet,
wenn sie vom „Wert“ im Sinn des „Wertmaßes“ oder „Wertaufbewahrungsmittels“ spricht,
welchen Wert sie vom Geld „messen“, „aufbewahren“ und „übertragen“ lässt.
Hans-Georg Backhaus

Wenn man sich der Marx'schen Begrifflichkeit nähert, dann gilt es, zwei Dinge im Auge zu behalten. *Zum einen* sind die von Marx verwendeten Kategorien und Begriffe Elemente eines theoretischen Gesamtsystems, eines „artistischen Ganzen“ (Brief an Engels vom 31.7.1865). Von diesem her gedacht, erhalten sie ihren Sinn und Stellenwert. Das gilt auch für die Kategorie des Geldes. So wird im ersten Band des „Kapitals“ (1971: 109) Geld „der Vereinfachung halber“ durchgängig als Gold bzw. Silber oder als dessen papierner Stellvertreter gefasst, wobei die Frage, warum statt anderer Waren Gold, Silber oder sonst etwas als Material des Geldes dient, inhaltlich keine Rolle spielt, denn „sie fällt jenseits der Grenze des bürgerlichen Systems“ (1963: 159). Von allen entwickelteren Formen, die „einer höheren Stufe des Produktionsprozesses“ angehören, wie dem „Kreditgeld“, wird zunächst abstrahiert (1963: 62). Demgegenüber unterstellt Marx im dritten Band, bei der Behandlung des zinstragenden Kapitals, vollständig entwickeltes Kreditgeld.

Zum Zweiten ist zu berücksichtigen, dass das Marx'sche Forschungsprojekt unvollendet geblieben ist. Die geplanten Bücher zum Grundeigentum, zur Lohnarbeit, zum Staat, zum auswärtigen Handel und Weltmarkt sowie zu den Krisen sind nicht mehr geschrieben worden und selbst der dritte Band des „Kapital“ ist Fragment geblieben (vgl. Brief an Engels vom 2.4.1858). Man muss deshalb das, was Marx publiziert hat, immer in Beziehung setzen zu den zwischenzeitlich veröffentlichten Pariser Manuskripten, den Londoner Manuskripten, den Mehrwert- und Briefbänden (vgl. Rosdolsky 1968; Backhaus 1997; Reichelt 1974). Dann wird sofort deutlich, dass Marx im Kreditgeld den für den Industriekapitalismus adäquaten Geldtyp sah. „Da seine Forschungsmethode, im Unterschied zur Darstellung, von den konkreten monetären Phänomenen in der bürgerlichen Gesellschaft ausging, wusste er von Anfang an um die Differenz zwischen dem *abstrakten* Geldbegriff seiner Theorie und den *konkreten* Erscheinungsformen des Geldes seiner Zeit. Er wies deshalb immer wieder darauf hin, dass sich seine Untersuchung zunächst *nicht* auf die modernen Formen des Geldes beziehe ... Erst im fünften Abschnitt des *dritten* Bandes, nachdem die Grundlagen der Entfaltung der Geldverhältnisse im Kapitalismus umfassend entwickelt worden sind,